

Der Bettler von Assisi

Von PETER BROWE S. J.

Franz von Assisi starb im Jahre 1226, 44 Jahre alt. Er hat seine Zeit machtvoll bewegt. Man muß die Chronisten lesen, um die Begeisterung nachzufühlen, die sein Werk geweckt hat.

Es war eine Zeit, in der in Italien ständige Kämpfe tobten. Die einzelnen oberitalienischen Städte haderten untereinander, ebenso die Stände in den Städten. Die Kirche war innerlich verwüstet; es gab wenig gute Priester, noch weniger eifrige. Die Orden und die Welt waren durch Geld und Reichtum schlaff geworden. „Es war aber damals“, so heißt es im alten Bericht über die erste Missionsreise des Heiligen, „die Liebe und Furcht Gottes fast überall gestorben. Den Weg zur Buße kannte niemand mehr, man hielt ihn für eine Torheit . . .“

In den Wetterecken Europas erhoben sich drohend die Bewegungen der Katharer, Albigenser, Waldenser und Patarener. Auch an Reformversuchen fehlte es nicht, die aus den Kreisen der Humiliaten, der Militia Christi und anderer Bruderschaften kamen. Aber noch fehlte der eigentliche Herold der kirchlichen Erneuerung. Zu dieser Zeit ist der Mann geboren, „dessen wunderbares Leben man besser sänge in des Himmels Herrlichkeit“¹.

Franz sprach das volkstümliche Italienisch seiner Zeit, außerdem gern, wenn auch schlecht, provenzalisch. Dieses hatte er von seinem Vater gelernt, der oft in Geschäften — er war Tuchhändler — nach der Provence ging. Der Poverello war der erste, der in italienischer Sprache gedichtet hat; gepredigt hat er in schlechtem Latein, der damaligen Volkssprache.

Er war, wie Thomas von Celano ihn schildert, ganz Italiener: „Sein Antlitz länglich und schmal, seine Augen mittelgroß, schwarz und sanft; sein Haupthaar ebenfalls dunkel; die Sprache lieblich, doch feurig und scharf, die Stimme zuweilen donnernd, sonst aber weich, hell und klangreich; die Zähne, von schmalen, feinen Lippen bedeckt, bildeten eine lückenlose weiße Reihe, von einem schwarzen, dünnen Bart umrahmt. Die zarten Hände hatten lange Finger mit spitzen Nägeln.“

Er kleidete sich in einen langen, dunkelfarbigem Rock von grobem Tuch und gürtete ihn mit einem Strick; dazu kam eine an den Rock angenähte Kapuze, so wie die Hirten in jener Gegend sie trugen.

Er konnte kaum schreiben und unterschrieb seine Briefe mit einem einfachen T, dem Zeichen des Kreuzes.

Er war ein reicher Kaufmannssohn, im Nichtstun und Geldausgeben groß geworden. Er hat sich nicht in einem Augenblick bekehrt wie

¹ Dante, Paradiso 11, 96.

Paulus, sondern allmählich, nur daß einzelne Ereignisse, wie etwa eine schwere Krankheit, starke Antriebe gaben.

In seiner Jugend war er in der Romantik der Kreuzfahrer befangen. Er gab reiche Gastmähler, ein Schwarm von jungen Adligen begleitete ihn; er war ihr Festkönig, den sie bekränzten. Lächelnd, in phantastischer Kleidung, zog er durch die Straßen von Assisi und sang Troubadourlieder der Liebe nach Art der provenzalischen Dichter.

Franz hat sich auch als Heiliger in dieser Richtung entwickelt. Die Lust am Außerordentlichen, ein romantischer Grundzug seines Wesens, ist ihm zeitlebens geblieben. Er liebte die malerische Gruppierung der Dinge, die phantasievolle Geste.

Die Fioretti — sie haben nicht immer die Wahrheit des Buchstabens, aber den Geist des Heiligen bewahrt, sie sprechen in seiner Sprache und fühlen mit seinem Herzen — erzählen folgende Geschichte (c. 11): Als er mit Bruder Masseo zusammen wanderte, kamen sie an einen Kreuzweg, von dem aus man nach drei Seiten gehen konnte, nach Florenz, nach Siena und nach Arezzo. Da spricht Franz zu dem Gefährten: „Ich befehle dir nun, daß du an diesem Kreuzweg, auf dem Fleck, wo du eben stehst, dich immer rundum drehst, wie es die Kinder zu tun pflegen, und nicht eher dich zu drehen aufhörst, als ich es dir sage.“

Als Franz mit einigen seiner Genossen 1210 zu Papst Innozenz kam, um seine Regeln vorzulegen und gutheißen zu lassen, da kam er als armer Bettler zu dem vornehmen Grafensohn, der einer der mächtigsten Päpste der Kirchengeschichte war; der das glänzendste Konzil der Welt abhielt; von dem ein Zeitgenosse sagt, er habe große Herrschergaben, die freilich mehr für ein weltliches Regiment als für die Kirche taugten. Als der Papst den zerlumpten Menschen sah, soll er — ist es Legende oder Geschichte? — spottend gesagt haben: „Geh hin, mein Bruder, und suche die Schweine auf; denn du scheinst mir mehr mit ihnen gemein zu haben als mit den Menschen. Wälze dich mit ihnen im Kot, gib ihnen deine Regel und halte ihnen deine Predigten.“ Franz ging hinaus, suchte eine Herde Schweine auf und wälzte sich mit ihnen im Kot; dann kam er wieder zurück zum Papst und sprach: „Herr, ich tat, was du mir befohlen hast, nun erfülle meine Bitte.“ Der Papst war überwältigt und tat, was Franz von ihm wünschte.

Als er noch nicht berühmt war, lockte Franz das Volk nach Art der Giullari, der wandernden Gaukler herbei. Er blies ein Lied auf dem Horn, und wenn Leute herbeikamen, klopfte er zwei Stäbe so lange aufeinander, bis Ruhe war; dann predigte er.

Eine angeborene Neigung aufzufallen und eine Rolle zu spielen war ihm eigen. Er gefiel sich darin, mit Adligen zu verkehren und von ihnen als gleichgestellt behandelt zu werden. Später hat er energisch dagegen angekämpft; daher seine oft bizarr anmutenden Verdemütigungen, seine Pflege der Aussätzigen ganz im Anfang.

1205 vertauschte er in Rom seinen reichen Anzug mit den Lumpen eines Bettlers und bettete selbst einen Tag lang in französischer Sprache von Tür zu Tür.

Er hat in den wegwerfendsten Ausdrücken von sich selbst gesprochen.

Natürlich war auch hier seine Freude am phantastischen Wort mit im Spiel, aber die Sache selbst war ihm tief ernst.

Die Worte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst“; ließen ihn nicht mehr los und waren einer der nachhaltigsten Anstöße zu seiner Bekehrung.

Nicht nur Vater, Mutter, Geld und Haus aufzugeben, sondern auch sich selbst — das ist der Kern und das Ziel des neuen Lebens. Das ist kein Untergehen der eigenen Persönlichkeit, sondern nur ein Ernstmachen mit dem christlichen Gottesgedanken.

Die Demut hat zur Voraussetzung, daß man Gott groß sieht und sich selbst aus dem Mittelpunkt rückt. Die tiefe Selbsterniedrigung der Heiligen entspricht der Höhe, in der sie Gott sehen. Sie haben den Abstand bewußt im Gefühl größer gemacht. Daher die oft exzentrisch anmutenden Worte und Taten vieler Heiligen, um ihr eigenes selbstisches Ich auszuschalten und sich ganz Gott hinzugeben; daher ihre Sehnsucht nach Verdemütigungen und schlechter Behandlung.

Um größer werden zu können, muß man in etwas Großes, muß man in Gott hineinwachsen. Diese vollständige Hintansetzung der eigenen Person macht den Menschen erst zum geeigneten Gefäß Gottes, zum göttlichen Werkzeug.

Bruder Masseo fragte ihn einmal, warum denn alle Welt dem unscheinbaren Franz nachlaufe. Da gab er zur Antwort: „Bruder, willst du wissen, warum sie zu mir kommen, willst du wissen, warum die ganze Welt mir nachläuft? Denn ich weiß es vom allwissenden Gott, dessen Auge die Guten und die Bösen auf der ganzen Welt betrachtet. Weil Gottes heiligste Augen nirgends einen größeren, erbarmlicheren, ärmeren Sünder gesehen haben als mich, weil er auf der ganzen Erde kein niedrigeres Gefäß gefunden hat, um jenes wunderbare Werk auszuführen, das er vollbringen will, deshalb hat er mich auserwählt, um den Adel, die Größe, die Schönheit und Weisheit der Welt zu beschämen, damit alle erkennen möchten, daß alle Kraft und alle Tugend von ihm und nicht vom Geschöpf kommen, und daß niemand sich vor seinem Angesicht erheben könne, sondern der, der sich rühmt, sich im Herrn rühme; denn sein ist die Ehre und die Macht und die Herrlichkeit.“²

Daher kommt sein kraftvoller Mut gegen Mächtige. Wer Gott in seiner Größe geschaut und ihn zum Mittelpunkt seines Denkens und Handelns gemacht hat, dem ist nichts Menschliches mehr groß. Der sagt auch Herrschern und Königen die Wahrheit.

„Als in jener Zeit der Kaiser Otto mit großem Lärm und Pomp durch die Gegend zog, um sich die Krone der weltlichen Herrschaft aufs Haupt zu setzen, blieb der heilige Vater mit den andern in seiner Hütte und ging nicht hinaus, um den vorüberziehenden Troß zu sehen. Er gestattete auch keinem zu gehen außer einem, der sollte dem Kaiser verkündigen, daß sein Ruhm nur kurze Zeit dauern werde.“

² Fioretti c. 10.

Seine Freude am Wald, an den Blumen, an den Tieren, mit denen er redete, als ob sie ihn verstünden — dieses sein Naturgefühl ist nicht ästhetischer, sondern religiöser Natur. Er sieht in den Dingen irgendeine Beziehung zu Gott oder zu Christus. Weil er vom Erlöser den Ausspruch gelesen hatte: „Ich bin ein Wurm, nicht ein Mensch“, erinnerten diese Tiere ihn an Christus, und deshalb pflegte er sie vom Weg aufzuheben und auf den Acker zu legen, damit sie nicht von den Füßen Vorübergehender zertreten würden. Oder er denkt an die Natur, weil sie ihm gedient im Gebet und im Aufstieg zu Gott. So in jenem wehmütigen Abschied von der Einsamkeit des Alvernerberges. „Lebt im Frieden, ihr Berge, meine liebsten Söhne. Mit dem Leibe trenne ich mich von euch, ich lasse euch aber mein Herz zurück. Ich ziehe jetzt fort mit dem Bruder Leone, dem kleinen Lamm Gottes, nach Portiuncula und hierher komme ich nicht mehr. Leb wohl, heiliger Berg, leb wohl, Alvernerberg; leb wohl, lieber Bruder Falke, der du mich mit deinem Schrei zu wecken pflegtest. Ich sage dir Dank für alle deine Sorge um mich. Leb wohl, du großer Stein, unter dem ich betete; ich werde nicht mehr kommen, dich zu sehen. Leb wohl, Kirche der hl. Maria. Dir, der Mutter des ewigen Gottes, empfehle ich meine Söhne!“

Alle sollten sich freuen an der Natur. Darum sollte der Gärtner immer Blumen in den Garten pflanzen, damit sich die Brüder daran erquicken könnten.

Diese Naturfreude hat Franz bei vielen so beliebt gemacht. Manche Moderne glaubten, ihren Pantheismus in seiner Naturseligkeit wiederfinden zu können. Das ist falsch gesehen. Alle diese Dinge waren ihm Sinnbild für etwas Göttliches, das er klar von ihnen schied. Er glaubte an ein Verbundensein aller Dinge untereinander, weil alle von Gott sind und ihm die Ehre geben.

Nicht die Natur hat ihn erlöst; die Natur ist in sich stumm, sie empfängt das geistige Leben oder den Gefühlston von unserer Seele. Dem Sentimentalen antwortet sie schmerzlich, dem Trotzigen rau, dem naiven Franz lächelt sie Kindergrüße zu; er kann in Mond und Sonne, in Bergen und Bäumen seine Geschwister sehen. Die Natur erlöst nicht; nur wer Erlösung in sich trägt, wird sie draußen finden.

Wer sich, wie die modernen Naturbegeisterten, trunken in die geschaffene Schönheit stürzt, wird im Geschöpflichen versinken, und seine Sehnsucht, die auf Letztes geht, stößt überall auf Begrenzung. Was ihn von Schuld lösen und erlösen soll, zieht ihn zu sich herunter; denn die Natur ist unter dem Menschen.

Die eigentliche Liebe zur Natur ist erst dem von und in Gott erleuchteten Menschen möglich.

Man muß sich freimachen von der Natur, wie sie entgöttlicht ist, wie das natürliche Auge sie sieht und das naturhafte Begreifen sie ergreift. Franz verlor die Welt, um sie in Gott und durch seine Gottesliebe verklärt wieder zu gewinnen.

Deshalb konnte er von ihr und an ihr Freude haben, weil sie ihm wirklich Gottes Natur war; deshalb konnte er in ihr und mit ihr wirken, ohne sich in sie zu verlieren.

Jacopone da Todi hat mit Recht in einem seiner Laudas gesagt: „En desprezzo possedere tutte le cose create, im Geringachten der Dinge sie alle besitzen.“

Franz war Liederfreund und hörte gerne Musik. Man hat ihm wohl zuweilen zwei Holzstücke zu einer Flöte zusammenfügen sehen; dann improvisierte er provenzalische Lieder.

Freude sollte jede Predigt bringen. Die Franziskaner sind ioculatores Domini, Spielleute des Herrn. „Ihr Minderbrüder, was sind wir anders als die Sänger und Spielleute Gottes, die suchen, die Herzen aufwärts zu ziehen und sie mit geistiger Freude zu erfüllen?“

Schön hat Rilke in seinem „Stundenbuch“ diese strahlende Heiterkeit seines Wesens geschildert:

„Denn er war keiner von den immer Müdern,
die freudeloser werden nach und nach;
mit kleinen Blumen wie mit kleinen Brüdern
ging er den Wiesenrand entlang und sprach.
Und sprach von sich und wie er sich verwende,
so daß es allen eine Freude sei;
und seines hellen Herzens war kein Ende,
und kein Geringes ging daran vorbei.
Er kam aus Licht zu immer tieferem Lichte,
und seine Zelle stand in Heiterkeit.
Das Lächeln wuchs auf seinem Angesichte
und wurde reif wie eine Mädchenzeit.“

Diese Freudigkeit kam aus dem Bewußtsein, Gotteskind zu sein und in der Sicherheit der Gnade zu leben.

Nicht erst im Jenseits, sondern schon hier auf Erden sollte der Mensch selig und beseligt sein. Das ist die neue Note seiner Frömmigkeit.

Natürlich ist diese unreflektierte Naivität, diese strahlende Heiterkeit eine geniale Anlage, die man mitbekommen, aber nicht erringen und einfach nachahmen kann.

Von der strengen Miene und Büberschroffheit vieler Mönche und Asketen gegen andere Menschen war er weit entfernt.

Manche Heilige waren Frauen gegenüber abweisend und unzugänglich. Franz war das nicht. Mit einigen Frauen verband ihn tiefe seelische Gemeinschaft. Bezeichnend ist jener schlichte Brief, den er kurz vor seinem Tod an eine römische Freundin schrieb oder diktierete.

„An Frau Jakoba. Franz, der Arme Christi, Gruß und Gemeinschaft des Geistes in unserem Herrn Jesus Christus.

Wisse, teuerste Frau, daß mir Christus das Ende meines Lebens als bevorstehend verkündigt hat. Deshalb muß Du gleich, wenn Du mich noch lebend antreffen willst, nach Empfang dieses Briefes zu S. Maria degli Angeli kommen. Wenn Du nach Samstag kommst, bin ich schon tot. Bring ein Leinentuch für mich mit und eine Kerze für das Grab. Ich

bitte Dich auch, mir noch etwas von dem Kuchen mitzubringen, den Du mir, als ich in Rom krank war, so gerne gemacht hast . . .“

Sie war schon vorher, wie von einer Ahnung ergriffen, abgereist und hat ihn noch lebend angetroffen.

Keine Frau hat Franz so geliebt wie Chiara Scifi, jene Klara, die sich selbst plantula S. P. Francisci nannte. Sie war in der Tat die schönste Blüte jener ersten franziskanischen Pflanzung.

Als er in der Nacht des Palmsonntags 1212 in Portiuncula dem reichen Patriziermädchen von Assisi die Haare schnitt, als sie ihre reichen Kleider ablegte und sich in das rauhe Gewand der Armut kleidete — da war dies der Gründungstag des Klarissenordens, der armen Frauen von St. Damian. Er fragte Klara um Rat, wenn er schwankte; es war ihm ein Trost zu wissen, daß sie für ihn betete.

Er hat keine so geliebt wie Klara und doch — als er einmal lange nicht mehr bei ihr gewesen war und sie wieder einmal eine seiner seraphischen Predigten hören wollte, kam er in die Kirche, betete still und bat dann die Schwester Sakristanin um Asche, bildete mit Asche einen Kreis um sich und streute sich, was übrig blieb, auf das Haupt.

Das war die symbolische Geste des gottgeweihten Büssers. Er konnte sicher sein, daß Klara ihn verstand.

Man darf nicht glauben, daß die Heiterkeit des Heiligen kampflös war. Franz hatte Stunden des Zweifels und der Mutlosigkeit.

Es ist so schwer, den sonnigen Idealismus im Kleinkrieg des Erdenlebens zu bewahren, und ein so reiner Tor wie Franz von Assisi hatte viele Möglichkeiten, mit Menschen und dem rauhen Alltag zusammenzustößen.

Was wir von ihm lesen — eingefallene Hütte, Betteln, Fasten, hartes Abgewiesenwerden — steht schön und verklärt in der Legende, aber für Franz und seine Jünger war es rauhe, erbarmungslose Wirklichkeit. Nur der Gedanke an Gott konnte das Leid in Jubel wandeln.

Räuber fielen ihn in der Nähe von Assisi an und fragten ihn: „Wer bist du?“ Und seine Antwort: „Ich bin der Herold des großen Königs, was geht es euch an?“ Sie nahmen ihm seine Kleider weg und warfen ihn nackt in einen Graben. „Sieh, da hast du deinen Platz, du armer Herold Gottes!“ Mit vieler Mühe kletterte er wieder heraus und begann von neuem zu singen, glücklich, für den Gekreuzigten leiden zu dürfen.

Doch überkam ihn zuweilen die Leere und Öde, die über alle tief religiösen Menschen kommt.

Sehnsüchtige Liebe trieb ihn zu den Menschen hin, aber die Welt und die Menschen stießen ihn ab und enttäuschten ihn. Dann ging er auf die Berge, um die Dinge von oben zu sehen. So schwanden ihm die irdischen Gesichtspunkte. Das Mittelalter sagte von den Heiligen: „Sie traten aus dem Saeculum — aus Welt und Zeit — heraus.“

Auch von seinen Genossen verlangte er die Sehnsucht nach einsamer Ruhe. „Ja, das sind meine wahren Brüder, meine Ritter von der Tafelrunde, die sich in stiller Einsamkeit verbergen, um dem Gebete obzuliegen.“

Er fühlte oft die quälende Frage, ob er sich allein aufs Beten verlegen oder auch predigen solle. Er läßt Klara und ihre Nonnen, ebenso einen frommen Bruder, um Erleuchtung bitten und erhält den Bescheid, daß er nicht nur um seiner selbst willen berufen worden sei, sondern auch um andern zu helfen.

Er ist nie im Verlauf seiner Bekehrung oder nachher auf den Gedanken gekommen, in ein Kloster zu gehen. Das ist kennzeichnend für die neue Zeit und den neuen Mann, daß er in diesem Sinne nicht die Welt flieht, sondern Aussätzigen dient, Steine fährt, um zerfallene Kapellen aufzubauen und auf den Straßen predigt.

Allerdings war er öfters in Gefahr, in den einsamen Höhlen bei Assisi sich dem inneren Reichtum hinzugeben und die feine Lust eines stillen, einsamen Lebens zu genießen. Aber er hat der Versuchung, in der Einsamkeit zu bleiben, immer widerstanden.

Franz hatte es auf die Tat abgelegt. Er wollte keinen Gottesdienst ohne Arbeit für den Nächsten. Liebe darf nicht nur Kontemplation bleiben, sie muß Gebet und Arbeit sein. Auch die alten Mönche sagten: Ora et labora, bete und arbeite. Aber das hieß Rodung von Wäldern, landwirtschaftliche Arbeit, soviel wie nötig war, um die große Familie des Klosters aus eigener Kraft zu erhalten. Die Arbeit des heiligen Franz ist Arbeit am Nächsten, Caritas oder Predigt, ein Sich-innerlich-stark-machen, um dem Nächsten helfen zu können.

Das bedeutet Gegensatz zu dem alten Mönchsideal, auch zu dem des hl. Bernhard, der zwar selbst viel nach außen wirkte, aber nur durch die Verhältnisse gezwungen; der für sich und seine Mönche die Zurückgezogenheit von den Städten, den Menschen und der Welt als Hochziel erstrebte.

Jetzt ist nicht mehr das Chorgebet Mittelpunkt, sondern der Dienst am Nächsten, alles andere ist nur Mittel dazu.

Eine ganz arme Frau bittet Franz um ein Almosen. Er hat nur noch ein Brevierbuch, aus dem er und die andern eine Art Chorgebet lasen. „Es wird Gott besser gefallen, daß die Not dieser armen Frau gelindert wird, als daß wir die Bibel im Chore lesen.“ Er denkt es und gibt der Armen das Buch.

Franz hat die Wanderseelsorge gewählt. So haben er und sein Orden die Predigt populär gemacht. Vorher wurde kaum gepredigt; die alten Orden — von Ausnahmen einzelner abgesehen — haben es so gut wie gar nicht getan.

Franz und seine Jünger gingen dahin, wo die Menschen waren. Nicht in noch zu rodende Urwälder oder in einsame Täler, sondern in die Städte, wo sie im folgenden Jahrhundert eine große Rolle spielten.

Mit ganzer Energie gesellten sie sich zu den Unterdrückten, den Enterbten, die bis dahin am meisten in Predigt und Seelsorge vernachlässigt waren. Das braune Kleid paßte überall hin; dem Volk war es entnommen, und das Volk erkannte sich in ihm wieder.

Die Art der Franziskus-Predigt war schlicht und einfach wie die Laudas der Franziskanerdichter und die Andachten, die er volkstümlich gemacht hat. Krippenandacht zur Weihnachtszeit im Walde mit Predigt.

Thomas von Celano erzählt, wie Franz das Evangelium gelesen, wie das Volk mit Gesängen eingefallen sei, wie er dann vor der Krippe niederkniete und das Kindlein in seine Arme nahm.

Franz wollte keine Wissenschaft in der Predigt, sie sollte volkstümlich, schlicht und nicht gelehrt sein.

Ein englischer Franziskaner fing an, in San Damiano vor Klara und ihren Nonnen zu predigen, wahrscheinlich auf gelehrte Weise und ganz verschieden von der Art, wie der verstorbene Franz es getan hatte. Da erhob sich plötzlich Bruder Egidio und rief: „Schweig stille, Meister, ich will predigen.“ Der Engländer setzte sich und Egidio „predigte in der Glut des Geistes Gottes“, wie der Bericht sagt. Dann gab er wieder dem Fremden das Wort.

Und Klara sagte, sie freue sich darüber mehr, als wenn sie eine Totenerweckung gesehen hätte. „Denn es war das, was unser hl. Vater Franz wünschte; daß ein Doktor der Theologie Demut genug haben sollte, um zu schweigen, wenn ein Laienbruder wünscht, statt seiner zu reden.“³

Franz selbst sprach nur wenige Worte, er brauchte einfache Vergleiche, die sehr poetisch waren, aber diese Worte waren packend und glühend. Der Gruß, den er in jener erschütternden Stunde in Portiuncula aus dem Evangelium gehört hatte: „Der Herr gebe euch Frieden“, ist der Franziskusgruß, mit dem er durch die Lande zog, und der Grundton seiner Predigt.

Franz predigte Buße, Frieden und Freude. Er war kein Demagog, kein Politiker. Er hat weder theoretisch noch praktisch in die bestehende Volkswirtschaft eingegriffen und hat doch eine große Erneuerung zustande gebracht. Er lehrte nicht Rechte fordern, sondern Tugenden üben.

Seine Predigt will nicht gefallen, es kommt ihm aufs Besserwerden an. Er verlangt praktisches Christentum: unrechtes Gut zurückgeben, Aussöhnung mit dem feindlichen Nachbarn.

Er sagt einmal, es gebe viele, die ihre Gebete verrichten, dem Gottesdienst beiwohnen, die Fasten einhalten, die aber wegen eines ihnen unangenehmen Wortes oder wegen einer ihnen zustoßenden Ungerechtigkeit aus der Fassung kommen; sie wüßten eben nicht, was auf dem Grunde des Christentums liege, und was es heiße, sogar die zu lieben, die uns verletzen und mißhandeln.

Seine eindringlichste Predigt war das Beispiel. Er hat alles getan, was er gepredigt hat.

Er sagte: Gib alles den Armen hin — und er hatte nur ein Kleid und erbettelte seine Speise.

Man soll sich selbst klein machen — und er ging zu den Genossen seines früheren Lebens, als Bettler gekleidet, und bat um Öl für die Lampe von St. Damian, obwohl es ihn schwer ankam.

Man soll gegen andere gütig und rücksichtsvoll sein. Eines Nachts schreit ein Bruder laut auf vor Hunger. Gleich läßt er ihm etwas herrichten, setzt sich mit ihm an den Tisch, ißt mit ihm, damit er sich nicht

³ Act^o Sanctorum, 3. April 329.

schäme, und sagt am andern Morgen den Brüdern: Es liegt nichts am Essen, aber alles an der Liebe.

Man soll barmherzig sein. Als er einmal auf dem Wege von Siena nach Assisi einen Bedürftigen antraf, sagte er zu dem ihn begleitenden Bruder: „Ich muß ihm meinen Mantel geben, da der Mantel nicht mir, sondern ihm gehört; denn ich habe dieses Kleid nur leihweise bekommen, bis ich einen noch ärmeren antreffen würde, als ich selbst bin.“

Einst kam ein Dominikaner zu ihm und fragte, um ihn in Verlegenheit zu bringen: „Mein lieber Vater, wie versteht Ihr die Stelle des Propheten Ezechiel: Wenn ihr dem Bösen seine Gottlosigkeit nicht verkündet, so werde ich seine Seele von euch fordern. Ich weiß von vielen Menschen, daß sie in Sünde dahinleben, und doch verweise ich ihnen nicht immer ihre Laster; bin ich nun für ihre Seelen verantwortlich?“ Franz schwieg erst, dann antwortete er: „Ja, der wahre Diener Gottes tadelt den Bösen unausgesetzt; aber er tut es vor allem durch sein Verhalten, durch die Wahrheit, die seine Worte erleuchtet, durch das Licht seines Vorbildes, durch sein ganzes Leben.“

Die Armut ist seine eigentliche Predigt, wie die Armut des Heilands seine Bekehrung war. Er ließ sich eine Messe lesen und das Meßbuch aufschlagen und stieß auf folgende Worte: „Gehet hin, predigt und sagt: Das Himmelreich ist nahe . . . Ihr sollt weder Gold noch Silber noch Geld in euren Gürteln haben, auch keine Tasche, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab; denn der Arbeiter ist seiner Nahrung wert . . . Wenn ihr aber in ein Haus geht, so grüßt es mit den Worten: Der Friede sei mit diesem Haus!“

Als er dies hörte, frohlockte er: „Das ist's, was ich will, das ist's, was ich suche, das wünsche ich aus Herzensgrund zu tun.“

Franz hat das ganz ernst und wörtlich genommen, so wie er es in seinem Testament sagt: „Simpliciter et sine glossa intelligatis.“ Gleich warf er Stab und Schuhe fort, nahm statt des Ledergürtels einen Strick und kleidete sich wie die Armen von Assisi. Er wollte das bei seinen Jüngern und in seinem Orden streng durchführen. Keiner sollte mehr besitzen, als in jenen Worten gestattet schien. Auch das Kloster, der Orden soll nichts besitzen; auch die Häuser sollen nicht Eigentum des Ordens sein.

Man arbeitet und darf dann verzehren, was man braucht, oder man bettelt.

Auch das war anders als in früheren Orden.

Zwar hatte es schon im 15. Kapitel der alten Zisterzienserregel geheißen: „Sie verwerfen alles, was gegen die Regel ist . . ., arm mit dem armen Christus.“ Aber sie haben das doch anders verstanden. Das Kloster konnte reich, sehr reich sein, durfte seinen Mitgliedern reichlich geben. Für die Benediktiner war das Kloster eine Familie, eine Heimat; man denke an das Stabilitätsgelübde. Der Minderbruder dagegen hat kein Haus, keine Familie. Er gehört dem Orden und der Armut.

Franz und seine ersten Jünger beteten in Kirchen, die nicht ihr eigen waren; wohnten in Hütten, die sie aus Lehm und Stroh hergestellt hatten und die nicht für die Dauer bestimmt waren.

Dieser Verzicht, auch auf gemeinsamen Besitz, war sein eigenartiger Gedanke und der Grundpfeiler, auf dem er seinen Orden errichten wollte. Auch Klara kämpfte um dieses Ideal gegen Bischöfe, Kardinäle und den Papst.

Deshalb hat auch der Ausdruck „eine Zelle“, den ein Bruder im Gespräch mit ihm gebrauchte, ihn so tief erregt. „Die Füchse haben Höhlen“, sagte er ihm, „und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat keine Stätte, wohin er sein Haupt legen kann.“

Ein großer Vorsehungsglaube sollte darin zum Ausdruck kommen. Jene Szene, die Giotto in einem Wandbild in der Oberkirche zu Assisi dargestellt hat, schildert es. Der Bischof, vor dem sein Vater ihn verklagt hatte, riet ihm, auf sein Erbe zu verzichten. Ohne ein Wort zu sagen, geht Franz in ein Nebenzimmer, zieht sich aus, kehrt nackt zurück, legt seine Kleider und das Geld, das er bei sich hat, vor den Bischof und sagt: „Höret alle und vernehmet es wohl! Bisher habe ich Peter Bernardone meinen Vater genannt. Von nun an will ich nur Gott dienen. Deshalb gebe ich ihm das Geld zurück, um das er sich so sehr grämt. Auch meine Kleider und alles, was ich sonst von ihm habe; denn von nun an will ich nur noch sagen: Unser Vater, der du bist im Himmel.“

Seine Armut ist aber nicht nur Vorsehungsglaube, nicht in erster Linie Askese; das Verhältnis ist inniger. Er gehört der Armut; sie ist seine Braut.

Zum letztenmal luden ihn seine Freunde zum Gastmahl ein; sie riefen ihn wie sonst zum König des Festes aus. Franz schleicht sich heimlich weg. Sie fanden ihn, in der Hand noch das Szepter des Narrenkönigs. „Du sinnst wohl darauf, eine Braut zu nehmen?“ „Jawohl“, sagte Franz — und mit jenem sonderbaren, verträumten Lächeln, das Narren oder Seher haben, fährt er fort: „Ich sinne darauf, eine Braut zu nehmen, die schöner, reiner, reicher ist, als ihr sie euch vorstellen könnt.“

Er ist der Troubadour dieser Braut, der Armut, geblieben. Es schien ihm, daß seit Christus niemand mehr sich der Armut angelobt, wie Dante sagt:

„Seitdem der erste Gatte ihr gestorben,
blieb sie elfhundert Jahr' und mehr im Dunkeln,
verschmäht, bis dieser Eine sie umworben.“⁴

Die ganze Liebe, deren ein Mann fähig ist, übertrug Franz auf seine Braut und Herrin, die Armut.

Giotto hat in einem, am griechischen Schönheitsideal gemessen unschönen, aber wunderbar innigen, echt franziskanischen Bild die Vermählung des Bettlers von Assisi mit der Armut dargestellt. Sie ist gemalt als eine Frau mit abgemagerten Zügen und zerrissenen Kleidern, ein Hund bellt sie an, zwei Kinder werfen Steine nach ihr und streuen Dornen auf den Weg. Aber ruhig und freudig gibt sie Franz die Hand und Christus segnet ihren Bund. Dann öffnen sich die Wolken und Gott erscheint inmitten von Engeln, als ob er die Hochzeit segnen wollte.

⁴ Paradiso 11, 64—66.

Sein Armutsideal ist das Freiseinwollen der Seele von allen Fesseln materieller Abhängigkeit, um in ganzer Liebe dem armen Christus ähnlich zu werden.

Das ist kein Ressentiment, er tauscht für Armut Freude und Frieden der Seele ein. Er verzichtet auf die äußeren Güter, um die inneren zu besitzen. Denn „Armut ist ein großer Glanz von innen“. Wunderbarer franziskanischer Frohsinn inmitten einer zerfallenen Strohütte. Keine strenge, düstere Miene findet sich hier wie an vielen Asketen.

„Arm wie die warme Armut eines Stalles—
und doch sind Abende, da ist sie alles,
und alle Sterne gehen von ihr aus.“⁵

Das alles geschieht aus einer großen Liebe zu Gott heraus. Seine ihm eigene Form dieser Liebe ist die Hingabe an den armen Christus. Thomas von Celano hat es geschildert: „Jesus trug er im Herzen, Jesus führte er im Munde, von Jesus wollte er hören, Jesus wollte er schauen, für Jesus arbeiteten seine Hände, Jesus sollten auch alle anderen Glieder seines Körpers dienstbar sein.“

Das ist auch der Quell seiner Heiterkeit: die Gewißheit der Gemeinschaft mit dem armen Christus, die ihn erhebt über Not und Leid — diese Nachahmung, nicht gedacht als verdienstliches Werk, sondern als seine besondere Art der Lebensgemeinschaft mit Gott.

Franz hat in dem, was seine Eigenart war, manch bittere Enttäuschung erlebt. Als er von einer langen Missionsreise vom Heiligen Land zurückkam, empfand er besonders stark den Abstand seines Ideals von der unterdessen gewordenen Wirklichkeit. Man begann sich zu organisieren und zu einem Ordensverein umzugestalten.

Wie der Bergbach lenzfroh, jüglingsfreudig von den Bergen hüpfte, so jubeln die ersten Franziskaner ihre Predigt hinaus. Später empfängt der Bach Zuflüsse, wird langsam und breit. Wenn man den Geist und die Gefühle in ein System oder in eine Organisation fassen will, wird das Schönste draußen bleiben. Als Franz schon der verehrte Heilige seines Ordens war, überkam ihn oft das Heimweh nach jenen ersten Zeiten, wo er die Aussätzigen pflegte und unbekannt und verachtet war; er sehnte sich nach der Süßigkeit und Seligkeit des Ausgestoßenseins. Die ersten Jünger hatten nur den einen Wunsch, ihm zu gleichen. „Sie hatten nichts und besaßen doch alles.“

Ansiedlungen auch der bescheidensten Art waren nicht vorhanden; nur Höhlen und Lehmhütten, wohin die Brüder nach den Anstrengungen des Tages flüchteten.

„Der selige Franz“, sagt Thomas von Celano, „versammelte sich mit den übrigen bei der Stadt Assisi an einem Ort, der Rivo Torto heißt. Dort stand ein verlassener Schuppen, unter dessen Schatten die strengen Verächter aller großen und prächtigen Häuser lebten und Schutz vor

⁵ Rilke, Das Stundenbuch 3.

dem Regen suchten. Denn, so sagte der Heilige, der Weg aus einem Schuppen in den Himmel ist kürzer als aus einem Palast. Dort lebten alle Söhne und Brüder mit dem seligen Vater unter viel Mühe und Mangel an allem; sehr oft hatten sie nicht einmal Brot für den Hunger, sondern waren zufrieden mit Rüben, die sie in der Ebene von Assisi hie und da fanden und in ihrer Not erbaten.“

Dieses Leben der Armut und der Wanderpredigt der ersten Tage, als die Form und Organisation noch nichts, die Sache und der Enthusiasmus alles war, kehrte nicht wieder.

Vergeblich suchte Franz den ursprünglichen Geist festzuhalten. Er sowohl wie die heilige Klara haben bis zum letzten Augenblick um das Werk gekämpft.

„Ich verbiete unbedingt“, sagt er in seinem Testament, „bei Befehl des Gehorsams, allen Brüdern, Geistlichen wie Laien, der Regel oder dem Testament Auslegungen hinzuzufügen, unter dem Vorwand, sie erklären zu wollen. Wie mir der Vater verliehen hat, die Regel klar und einfach zu sagen und zu schreiben, so empfängt sie gleichfalls in klarer und einfacher Weise, ohne Kommentar, und übt sie bis ans Ende.“

Es war umsonst. Schon 1221 waren ungefähr 3000 Brüder auf dem Generalkapitel versammelt, aber bei Tausenden können Liebe und Begeisterung nicht mehr Gesetz und Recht ersetzen.

Für den, der des Ideals voll ist, bedeutet die Form, in die es gebracht wird, immer eine Verminderung seines Inhalts; aber für die anderen sind Form und Organisation notwendig.

Zum Ordenskapitel 1225 errichteten die Bürger von Assisi eine Festhalle für die Brüder. Als Franz dies sah, stieg er mit einigen Brüdern auf das Dach und begann eifrig die Bretter abzutragen. Aber die herbeieilende Bürgerwehr verhinderte ihn daran mit der Bemerkung, die Halle gehöre der Gemeinde von Assisi. „Wenn das Haus euer ist, will ich es stehen lassen.“ Es war wie ein Gleichnis für den tiefen Widerspruch zwischen seinem Ideal und der Wirklichkeit⁶.

Franz hatte eine gewisse Hilflosigkeit dem Leben und der Organisation gegenüber. Ein ehrgeiziger Mann, dessen kalte Überlegung wenig durch seelische Feinheit gestört wurde, trat zu seinen Lebzeiten an seine Stelle, Elias von Cortona. Er hatte als Matratzenmacher begonnen, wurde dann General des Ordens und endete als Günstling des Kaisers, ausgestoßen aus dem Orden und der Kirche.

Auch die Kirche hat Franz in aller Ehrfurcht Unrecht gegeben. Alle folgenden Regelfassungen weichen immer mehr vom ursprünglichen Enthusiasmus ab. Franz selbst hat unsäglich schwer darunter gelitten. Es war seine größte seelische Not, die ihm auf Zeiten hin seine sonnige

⁶ Sabatier hat den Widerspruch übertrieben, darin auch einen Gegensatz zur Kirche sehen wollen. Franz stand im schroffen Gegensatz zum Luxus, der in der Kirche und im Klerus herrschte, aber sich und seine Jünger hat er gerne dem Statthalter Christi unterworfen und aus dieser Unterwerfung Kraft und Trost geschöpft. Die meisten Neueren haben dies gegen Sabatier erkannt.

Heiterkeit raubte. Er ging in die Einsamkeit der Alvernerberge und hat sich in die Kreuzigung und Qual des Herrn versenkt. Dort wurde ihm verliehen, die Wundmale Christi an seinem Körper sichtbar zu tragen. Dann kam er zurück und starb. Noch im Fieberwahn richtete er sich auf und rief nach denen, die ihm die Brüder geraubt oder ihm die Seinen entfremdet hatten.

Seine letzten Lebenstage sind sein schönstes Gedicht. Richtig sagt Thomas von Celano, er zog singend dem Tode entgegen. Immer wieder ließ er sich das Sonnenlied vorsingen, und als er sicher war zu sterben, dichtete er ihm noch die Todesstrophe hinzu:

„Preis Dir, o Herr, durch unseren Bruder, den Tod,
dem kein Lebendiger entrinnen kann.
Weh' denen, die in der Sünde sterben!
Selig die, die er in Deinem heiligen Willen findet:
denn der zweite Tod wird ihnen kein Übel tun.
Lobet und preiset Gott den Herrn und danket ihm
und dienet ihm mit großer Demut.“

Beim Herannahen des Todes ließ er sich nach Portiuncula bringen. Auf halbem Wege ließ er halten und segnete die Stadt Assisi. In seiner letzten Stunde ließ er sich noch einmal seinen Sonnengesang vorsingen und den 141. Psalm beten, dann teilte er Brot, das man ihm brachte, seinen Brüdern aus, während man das Evangelium des Gründonnerstags verlas.

Auch an Klara dachte er, die gebeten hatte, ihn noch einmal sehen zu dürfen. Sie hat mit ihren Nonnen nur noch vor seiner Leiche gekniet, die man an das Gitter von St. Damian brachte. Der Biograph, der hl. Bonaventura sagt: „Sie boten den heiligen, mit himmlischen Perlen geschmückten Leichnam jenen heiligen Jungfrauen dar, ihn zu sehen und zu küssen.“

Echt franziskanisch erzählt die Legende, zahllose Lerchen hätten sich auf dem Dach niedergelassen, um seiner fliehenden Seele den Abschiedsgruß zu singen von seiner Schwester, der Erde, und von allem, was er je auf ihr geliebt.

Eine ungezählte Menge strömte hinaus, Lichter und Ölzweige tragend, seinen Leichnam nach Assisi zu holen. So schied derjenige von dieser Erde, „dessen wunderbares Leben man besser sänge in des Himmels Herrlichkeit.“